

**Zeitschrift:** Clubnachrichten / Schweizer Alpen-Club Sektion Bern  
**Herausgeber:** Schweizer Alpen-Club Sektion Bern  
**Band:** 19 (1941)  
**Heft:** 7

**Rubrik:** Verschiedenes

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 18.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Bei prächtigem Wetter wird Sonntag morgens 5.00 Uhr aufgebrochen, nachdem bereits vor einer halben Stunde die Sektion Biel zur gleichen Tour ausgezogen ist.

Unter ausserordentlich günstigen Schneeverhältnissen erreichen wir um 8.00 Uhr «planmässig» den Gipfel, fast gleichzeitig mit der Sektion Biel, die zufolge Wegbahnens ihren Vorsprung immer mehr eingebüsst hat.

Vom Gipfel bietet sich uns ein prächtiges Panorama, namentlich gegen Süden. Unser Führer nennt uns sämtliche Gipfel vom Schreckhorn bis Grand Combin.

Dank der günstigen Schneeverhältnisse erreichen wir die Hütte bereits 10.50 Uhr. Leider wird die fröhliche Stimmung durch ein einer fremden Zweierpartie zugestossenes Unglück getrübt. Führer, Leiter und einige der routinierteren Sektionsmitglieder eilen zu Hilfe und helfen beim Taltransport mit, während die übrigen nach einer längeren Mittagspause langsam nach Kandersteg hinabbummeln.

In jeder Beziehung voll befriedigt, verliess jeder 21.00 Uhr in Bern den Zug, den Herren Joss und Stoller dankbar für ihre Mühe und umsichtige Führung. *P. Ha.*

## **Verschiedenes.**

### **Die letzten Sieben.**

Mein Weg führte mich oft an einem Baum vorbei. Viele andere Bäume noch standen am Wege, der zu der Anhöhe hinaufführte: Tannen und Birken, Ahorne und Eschen. Jener Baum aber war ein prächtiger Apfelbaum mit schön verzweigten Aesten. Von seinem Standort aus sah man in die Weite, über der die Wolken zogen. Jahr um Jahr kleidete sich der Apfelbaum in den schönsten Frühlingsschmuck, leuchtete schon von ferne in seiner bräutlichen Schönheit; mächtige Freude weckte sein Anblick und Hoffnungen auf einen grossen Erntesegen. Er galt mir stets wie eine frohe Verheissung, als ein Symbol des Werdens, Vergehens und Auferstehens. Fegte der Herbstwind auch sein letztes Blatt hinweg und erstarrten seine Zweige im winterlichen Frost, als ob es aus und fertig mit aller Hoffnung wäre, erweckte ihn doch der Lockruf des Frühlings zu neuem Leben. Wenn die Zeit sich rundet, folgt auf das Sterben ein Auferstehen. Frei und unbeengt von Nachbarn, thronte er als Alleinherrscher im weiten Umkreis; etwas weiter unten am sonni-

gen Hang erblickte man im Schatten mächtiger Nussbäume ein stattliches Bauernhaus mit einem roten Ziegeldache. Dafür war unser Baum allen Winden ausgesetzt, Winde, die ihn zärtlich umkosten oder stürmisch umbrausten. Dann mochte es im Frühling vorkommen, dass ein Blütenschneegestöber ihn zauberhaft umgaukelte und der reich gedeckte Tisch tausender von Bienen allmählich abgedeckt wurde.

Durch Tag und Nacht, in Sonne und Regen reiften die Aepfel. Der Baum hielt sein Frühlingsversprechen. Eine reiche Fülle rotwangiger Früchte leuchtete aus seinem Geäst. Der Bauer vom Gehöft hatte ihm Stützen gegeben, um ihm zu helfen, die Last fruchtstrotzender Aeste besser zu tragen. Es waren nicht besonders grosse, aber herrlich saftige Aepfel, von einem ganz feinen, säuerlichen Wohlgeschmack. Ein festliches Ernten! Der Bauer und seine beiden Töchter pflückten die Früchte sorgfältig ab und füllten Korb um Korb mit der rotwangigen Fracht. Jedesmal liess er ein paar Aepfel für die Vögel, die in seinen Zweigen genistet hatten, in den Kronen des Baumes zurück und in leichter Reichweite auch einige für den Wanderer, der etwa des Weges kam, um in die Ferne zu träumen. So ging es Jahr um Jahr. Des Baumes Blütenschmuck wandelte sich vom Frühling bis zum Herbst in schweren Früchtesegen. Mitunter schenkte er etwa einen geringeren Ertrag, dann auch wieder einen überzähligen Korb voll seiner formschönenn Aepfel. Doch immer gediehen sie gut und waren gesund, denn der Bauer liebte den Baum und pflegte ihn mit Sachkenntnis, duldete keine dürren Zweige, hielt ihn sauber. Er lohnte es.

Baum und Bauer wurden zusammen älter. Der Baum war nicht mehr vollkronig wie früher, Aeste mussten weggenommen oder gekürzt werden. Die Alterserscheinungen gingen an ihm nicht vorüber, so wenig wie am Bauern, dem mit der Zeit der Schnee in den noch vollen Haarschopf gefallen war. Er aber umhegte nach wie vor den Baum mit liebevoller Aufmerksamkeit, um ihm die Mühen des Alterns zu erleichtern. Gab er jetzt auch etwas weniger Ertrag, so waren die Aepfel dafür grösser geworden, stets mit dem feinen, säuerlichen Wohlgeschmack, der sie auszeichnete und ihnen ihren Wert gab.

Als ich in einem andern Jahr wieder des Weges kam, um meinen Baum aufzusuchen und den Blick schweifen zu lassen in die grünen Niederungen, über die Wellen ansteigender Höhenzüge bis zu den fernen Bergen, die die Welt scheinbar abschliessen, drohte mir vor Schreck der Atem zu stocken. Dort, wo der Baum sonst stand, war

der Platz schier leer, verblieb nur noch eine Ruine. Eine merkwürdige Ruine! Wohl vom Sturm oder Blitz, oder von beiden Gewalten zusammen, war der Baum zersplittert, bis auf den Grund gespalten worden. Seine Herrlichkeit hatte ein jähes Ende genommen. Die Hälfte des übrig gebliebenen Stammes trug noch einen Ast, der wie ein ausgestreckter Arm hangwärts wies, in die Gegend des Bauernhauses. Als letztes tröstliches Geschenk des Baumes, dessen Jahresringe sich abgerundet hatten, hingen an diesem letzten Ast noch sieben schöne, grosse Aepfel, gesund und formschön wie einst in seinen besten Jahren. Bis zum letzten Augenblick hatte er seine naturgewollte Aufgabe erfüllt und Früchte geschenkt, die in ihrer Güte und Schönheit einzigartig waren. In einer Schürze wurden die sieben letzten Aepfel nach Hause getragen. Dann wurde der Rest des Baumes umgetan. Ueber seine frühere Stätte zogen Ackerfurchen und im Spätherbst brauste der Wind ungehemmt über die Anhöhe. Im Frühjahr darauf starb auch der Bauer.

*E. Mumenthaler.*

## **Etwas über „Schwyzerdütsch“.**

### **Aus C. Meiners, Briefe über die Schweiz.**

Herausgegeben in Berlin bei C. Spöcker 1784.  
Rechtschreibung nach dem Originaltext.

Das einzige, worüber Sie vielleicht noch einige Bemerkungen von mir verlangen, ist der Zustand der Sprache in den verschiedenen Cantonen, die ich besucht habe. In allen Cantonen, sowohl grossen, als kleinen, in welchen ich bisher gewesen bin, ist das Teutsche, so wie es der gemeine Mann spricht, so verdorben, (!) und unverständlich, dass ein Ober- oder Niedersachse, der auf einmal in die Schweiz versetzt würde, und nicht durch die verwandten Dialekte in der Nachbarschaft vorbereitet wäre, allenthalben einen Dollmetscher brauchen, und manchmal kaum errathen würde, dass das, was er höre, Teutsch seyn solle. Diese Unverständlichkeit ist aber nicht bloss den Schweizerischen Dialekten eigenthümlich; die Ober-Schwäbischen, Elsassischen, und, wie viele Reisende mich versichert haben, die Bayrischen und Oesterreichischen Dialekte sind für einen Sachsen, der sie zum erstenmale hört, nicht weniger räthselhaft. Dass wir die Schweizer anfangs nicht verstehen konnten, befremdete mich gar nicht, da ich es zum voraus erwartet hatte: allein dass wir, die wir das Teutsche am reinsten und selbst einem Holländer verständlich reden, oder zu reden

glauben, dass wir von den Schweizern, besonders vom gemeinen Mann, eben so wenig verstanden wurden, als sie von uns, das wunderte mich nicht nur, sondern that mir auch wirklich sehr leid, weil mir dadurch die Gelegenheit benommen wurde, selbst alsdann, wenn ich die Schweizer Dialekte etwas studirt hätte, mich mit Leuten aus den niedrigern Classen zu unterhalten. Was mir einst in der Nachbarschaft Nidau begegnete, habe ich Ihnen schon zu einer andern Zeit geschrieben. Meiner Frau aber geschah es in einem der grösten Gasthöfe in der Schweiz, dass ein Mädchen aus dem Hause, an welches sie eine Frage that, ihre Sprache für Französisch hielt, und ihr zur Antwort gab: lieb's Frauli, i versteh kein Welsch. So klein manche Cantone auch sind, so hat doch ein jeder einen eigenen Dialekt, und etwas eigenthümliches sowohl in gewissen Wörtern, als in der Aussprache. Die Schweizer selbst wissen dieses, und eben daher kommt es, dass Schwaben und Elsässer, deren Dialekte denen der Schweizer am ähnlichsten sind, in gewissen Cantonen für Schweizer gehalten werden. Die einzige oder wichtigste Eigenthümlichkeit aber, wodurch sich die Schweizerischen Dialekte von allen übrigen ihnen verwandten Dialekten unterscheiden, ist die beleidigende Härte, womit man alle die Buchstaben ausspricht, die in oder durch die Kehle gebildet werden. Die Schweizer bestätigen auf eine gewisse Art eine Bemerkung, die man schon oft gemacht hat: dass alle Bergbewohner härtere und häufigere Guturalen haben, als die Bewohner der Thäler: allein von einer gewissen Seite machen sie auch eine Ausnahme, indem die Zürcher, die fast am weitesten von den hohen Gebirgen entfernt sind, das G K und Ch viel härter, als alle Berg Schweitzer aussprechen. In den grössern Cantonen gesteht man den kleinern und auch den Bernischen Oberländern freywillig die Ehre zu, dass die Sprache und Aussprache derselben reiner, als ihre eigne sey. Allein ich habe diese Beobachtung nicht allgemein wahr befunden. Zwar war mir in den kleinen Cantonen die Sprache der Leute, die lesen und schreiben konnten, und viel mit Fremden umgegangen waren, verständlich, und vielleicht verständlicher, als die Sprache ähnlicher Personen im Bernischen und Zürchischen. Auch verstand ich den Dialekt im Canton Schweiz, selbst wie er vom gemeinen Mann gesprochen wird, besser, als den im Bernischen und Zürchischen; allein die Sprache der gemeinen Unterwaldner und Urner hätte ich noch viel weniger, als die der Bernischen und Zürchischen Bauern ohne Dolmetscher verstehen können. Gemeine Unterwaldner und Urner habe ich oft und lange mit einander reden hören;

allein ohne meinen Begleiter würde ich kaum eine einzige Periode haben errathen können. Die Bernische Mundart (die der Aargäuer ausgenommen, welche der Zürchischen ähnlich, und fast noch unangenehmer als diese ist) scheint mir unter allen die sanfteste, und von gewissen Personen ausgesprochen gleich der Schwäbischen sanfter und lieblicher, als die richtigste Aussprache eines Niedersachsen, der das Fehlerhafte seines Dialektes abgelegt hat. So sehr aber die Berner ihre Nachbarn, die Zürcher, in Ansehung der Aussprache übertreffen, so sehr weit ist ihre Sprache selbst, oder die Wörter, die sie brauchen, unter der Zürchischen. Die Sprache der leztern, so schlecht sie auch ausgesprochen wird, nähert sich der richtigen Büchersprache viel mehr, und hat viel weniger uns Teutschen ganz unverständliche Wörter, als die Bernische. Alle Schweizerische Dialekte, vorzüglich der leztere, haben zuerst manche veraltete Wörter, die sich entweder nur noch in Schriften des sechszehnten Jahrhunderts finden, oder auch nur allein in Sprachen übrig sind, die sich aus der Teutschen bereichert haben. Dergleichen sind, etwas überkommen für etwas erhalten, Schwäher für Schwiegervater, Hammen für Schinken, lucken für sehen. Die leztern Worte sind, wie Sie bemerken werden, fast unverändert und in derselben Bedeutung im Englischen, und das erste wird Ihnen oft in Luthers Uebersetzung der Bibel, und auch noch in spätern Schriften aufgestossen seyn. Noch häufiger hört man in der Schweiz so sehr verwandelte Wörter, dass ein Teutscher sie schwerlich wieder erkennen kann, wie Sparz für Spargel, Ziestick für Dienstag: oder auch so gänzlich fremde, dass man billig zweyfeldn muss, ob sie jemals in einem in Teutschland geschriebenen Buch, oder auch nur in einer andern teutschen Provinz seyen gebraucht worden. Dergleichen ist zum Beyspiel das Wort Abbrecher, welches so viel als Lichtputze bedeutet, und loosen, welches hören heisst. Auch die Abkürzungen oder Verlängerungen machen viele Wörter anfangs unverständlich. Würden Sie nicht stutzen, wenn Sie zuerst I, für ich, übergho für überkommen, g'si si für gewesen seyn, gesehen für sehen hörten? Die grösten Schwierigkeiten machen einem Fremden die ganz verschiedenen Bedeutungen, die man in der Schweiz denselbigen oder wenig veränderten Wörtern giebt. Ohne vorher empfangenen Unterricht würden Sie wahrscheinlich nicht zum Mittagessen kommen, wenn man Sie zum Morgenessen eingeladen hätte, und noch viel weniger würden Sie zum Caffee oder Goutiren kommen, wenn Sie zum Abendessen wären gebeten worden. Unter Abendessen versteht man in der Schweiz einen Caffee oder Thee, hinter welchem be-

ständig Gebackenes und Früchte gegeben werden. Was wir in Teutschland Abendessen nennen, wird in der Schweiz Nachtessen genannt. Unter den Wörtern, die in der Schweiz eine ganz andre Bedeutung haben, als in Teutschland, sind mehrere, bey denen man sich unmöglich des Lachens, oder Erröthens, oder doch einer gewissen Verlegenheit erwehren kann. Lachen musste ich, als ich zu merstenmale von jemanden gebeten wurde, dass ich Brod, oder Käse, oder Schinken hauen, d. h. schneiden möchte, oder als ich hörte, dass ein Gericht übel schmöcke, d. h. rieche. Ungeachtet man es uns schon gesagt hatte, dass man ein gewisses Wort, was wohlerzogene Leute in Teutschland nie in den Mund nehmen, für schmutzig brauche, so gerieth ich doch in keine geringe Verlegenheit und Versuchung zum Lachen, als eine schöne Dame mehrmalen hintereinander sagte, dass ihr Kleid, und ihre Tasse, u. s. w. besch—ssen sey. Eben dies Wort nimmt man auch in allem Ernste für hintergehen, in welchem Sinne es in Teutschland nur vom Pöbel, oder auch in der Studentensprache gebraucht wird. So hörte ich jemanden in einer freundschaftlichen theologischen Streitigkeit sagen, dass die Juden unsern Herrn Christus besch — — zu haben geglaubt hätten. Noch viel unerwarteter war mir die Art, wie jemand das Wort h—ren brauchte, welches man in guten Gesellschafften nicht auszusprechen, und in Schriften nicht ganz auszuschreiben wagt. Man erinnerte ein schönes junges Mädchen, dass sie nicht h — — möchte, und wollte damit weiter nichts sagen, als dass sie sich so nicht niedersetzen möchte, wie man sich niedersetzen muss, wenn man ohne die Erde mit einem andern Theile, als mit den Füßen zu berühren, doch das Kinn nahe an die Kniee bringen will. Es ist für einen Teutschen immer verwirrend, wenn einem Schweizer und noch mehr einer Schweizerin diese oder ähnliche Worte in seiner Gesellschafft entwischen. Denn gemeinlich denkt die Person, die sie ausgesprochen hat, gleich nachher selbst daran, oder wird auch von andern aufmerksam darauf gemacht, dass diese Worte bey uns eine ganz andre Bedeutung haben. Diminutiva braucht man in der Schweiz noch häufiger, als in Schwaben. Solche verkleinernde oder Schmeichelworte endigen sich aber selten in das Schäbische Le, sondern vielmehr, wenigstens im Canton Bern, auf Li. Ungeachtet Wörter durch solche Veränderung sich oft ganz unähnlich werden, so ist es doch gewiss, dass sie sehr vieles zur Milderung und Lieblichkeit der Mundart beytragen. Zu den gewöhnlichsten Diminutivis gehören Rudeli für Rudolph, Mareili für Marie, Gritli für Margarete, Frauli für junge Frau, Manni Volkli für Mannspersonen u. s. w. Mehrere

von diesen Diminutivis haben mir so sehr gefallen, dass ich sie, wie einige andre glückliche oder ausdrucksvolle Wörter in unsere Büchersprache aufgenommen wünschte. Zu diesen letztern rechne ich die Wörter kommlich, welches bequem, anpassend, entsprechend bedeutet, und äufnen, welches so viel heisst, als in Aufnahme bringen. Andere noch kraftvollere, die ich mir gemerkt hatte, wollen mir jetzo nicht gleich einfallen. Zu den Merkwürdigkeiten des Schweizerischen Dialekts gehören auch gewisse verba solennia, oder solche Wörter und Formeln, die man häufiger als andere, und eben desswegen in ganz verschiedenen, oft unbestimmten, und unrichtigen Bedeutungen braucht, die man bisweilen ausspricht, weil man sich auf das rechte Wort nicht besinnen kann, oder zu betheuren, oder doch um etwas zu antworten. Von dieser Art sind: myn Trost, welches man wie in Schwaben Troscht ausspricht, oder myn Trost des Lebes, ferner Evaltig, was oft nichts, meistens wahrhaftig bedeutet, gang wie gang, für, wie immer, oder wie gewöhnlich, per se, für, es versteht sich, perfect wohl, gar wohl, es soll mich gar wohl früen, für, es wird mir sehr angenehm seyn. Unter allen Schweizern sind die Zürcher diejenigen, welche ihre Aussprache am schwersten ablegen, aber die teutsche Sprache am reinsten schreiben, und am meisten studiren. Zürich sendet sowohl Haus- als Schullehrer in alle übrige Cantone aus, und diese Zürchischen Gelehrten oder Lehrer sind es auch, welche die Jugend zum Lesen guter teutscher Schriftsteller am eifrigsten anhalten, und das Studium unsrer Sprache immer mehr und mehr verbreiten. Ueberhaupt haben die Vornehmern und Aufgeklärtern in allen Cantonen, die sich entweder in Teutschland aufhielten, oder doch mit Teutschen Umgang hatten, oder viele teutsche Bücher lasen, eine bessere Aussprache, und auch Sprache, als der gemeine Mann. Allein eben diese Personen bemühen sich nur nach unsrer Art zu reden, wenn sie in unsrer Gesellschaft sind: sie entziehen sich diesem Zwange, und reden ihren vaterländischen Dialekt, wenn sie auch in Gesellschaft von Teutschen zu einem Landsmann sprechen. Solche aufgeklärte Schweizer hören mit Aufmerksamkeit zu, wenn ein Teutscher seine Sprache gut spricht, und ausspricht, allein sie verachten ihre Landsleute als Thoren, wenn sie vorsezlich oder unversehens besser oder anders, als die übrigen Schweizer reden. Eben dieses begegnet den Franken, Schwaben, Elsassern u. s. w. wenn sie sich eine Zeitlang in Ober- oder Niedersachsen aufgehalten, und etwas von der bessern Mundart angenommen haben. Es lässt sich zwar leicht begreifen, wie man Personen, die anders als ihre Landsleute reden,

einer lächerlichen Ziererey argwöhnen kann, allein so lange man diesen Argwohn nährt, und diese Begegnung gegen alle Reformatoren fehlerhafter Dialekte fortsetzt, so lange ist auch an eine merkliche oder ernstliche Verbesserung fehlerhafter Mundarten nicht zu denken.

So übel man es nimmt, wenn jemand im gemeinen Leben besser, als seine Mitbürger reden will, so sehr würde man es einem Prediger verargen, wenn er sich nicht auf der Canzel über die Sprache des gemeinen Lebens erheben wollte; und zwar muss die Sprache eines geistlichen Redners nicht bloss ausgesuchter seyn, als die des gemeinen Lebens, sondern er muss sich auch in der Aussprache selbst von der gewöhnlichen entfernen. Auch wir Teutsche, wenn wir laut oder öffentlich reden, sprechen gleich allen übrigen Völkern gewisse Sylben und Wörter schärfer und vollständiger, als im gemeinen Leben aus, allein nirgends habe ich die Unterschiede zwischen der gewöhnlichen, und der feyerlichen Aussprache so gross und so häufig, als in der Schweiz gefunden.

## Literatur.

**Hans Noll: Schweizer Vogelleben.**

Mit 32 Abbildungen.

Verlag Gaiser & Haldimann, Basel.

Dr. H. Noll ist einer der führenden Schweizer-Ornithologen und seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen finden im In- und Ausland immer grosse Beachtung. In dem vorliegenden Buche aber wendet er sich nicht in erster Linie an den Wissenschaftler, sondern an das Volk, an die vielen Freunde der Natur, die gerne etwas mehr vom Leben der Vögel wissen möchten — wobei allerdings gleich vorweg gesagt werden darf, dass das Werk auch dem Wissenschaftler viel Gewinn und Anregung bietet! Dr. Noll schildert uns den Verlauf des Vogel Lebens im Wandel der Jahreszeiten — wir erleben den harten Winter, wir sehen im Frühjahr die Zugvögel aus dem Süden zurückkehren, wir belauschen die verschiedenen Vogelarten bei ihren Balzspielen, beim Nestbau, bei der Brut, und bei der Aufzucht der Jungen, bis der Herbstzug einsetzt und die nordischen Wintergäste wieder in unserem Lande eintreffen. Aus jeder Zeile tritt die Tatsache hervor, dass der Autor sein reiches Material nicht aus anderen Büchern bezogen hat, sondern dass er auf Grund eigener Erfahrung und langjähriger, sorgfältiger Beobachtung spricht. Sein Stil ist einfach und anschaulich, und die kompliziertesten Probleme des Vogel Lebens sind mit einer bewundernswerten Klarheit dargestellt. Wer den reich illustrierten Band einmal zur Hand genommen hat, legt ihn nicht weg, als bis er zur letzten Seite gelangt ist — und er erhält dabei ein selten plastisches Bild vom Leben und Treiben unserer gefiederten Freunde. Naturfreunde, greift zu diesem Buche und bereichert Euer Wissen!

C. G